

Unverkäufliche Leseprobe



Jürgen Trabant
Weltansichten

Wilhelm von Humboldts Sprachprojekt

352 Seiten, Gebunden
ISBN: 978-3-406-64021-6

Weitere Informationen finden Sie hier:
<http://www.chbeck.de/10401932>

**GRUNDKOORDINATEN
DES HUMBOLDTSCHEN GEISTES**

| 1. ERZEUGUNG UND BILDUNG

| 1.1. Wilhelm, Alexander, Caroline

| 1.1.1. | Wilhelm von Humboldt wird am 22. Juni 1767 in Potsdam geboren. Er wächst mit seinem jüngeren Bruder Alexander, geboren 1769, in Schloss Tegel auf, wo die Geschwister von verschiedenen berühmten Lehrern unterrichtet werden, z.B. von Campe, Kunth, Dohm und Engel. Die Brüder beziehen zunächst gemeinsam die Universität, folgen dann aber ihren verschiedenen wissenschaftlichen Berufungen und bleiben doch zeitlebens aufs engste miteinander verbunden.¹ Die Ehe mit Caroline von Dacheröden (1766–1829), die in einem ausführlichen Briefwerk dokumentiert ist, ist als großes Projekt einer gemeinsamen Lebensgestaltung selbstbestimmter Partner geschlechtsgeschichtlich bedeutsam.² Seine finanzielle Unabhängigkeit ermöglicht es Humboldt, den nur kurz ausgeübten Staatsdienst zunächst wieder zu verlassen und an verschiedenen Wohnorten und auf Reisen seinen individuellen Interessen nachzugehen: In freundschaftlicher Verbindung vor allem mit Schiller, aber auch mit Goethe, widmet Humboldt sich der Dichtung, der Philosophie, der politischen Theorie, der Anthropologie, der Ästhetik, bis er schließlich den Kern seiner Suche findet: die Sprache. Von 1802 bis 1808 ist Humboldt Botschafter Preußens in Rom, das ihm die lebendige Anschauung der Antike gewährt. Im Rahmen der durch die Napoleonischen Kriege ausgelösten Reformbemühungen ordnet Humboldt in wenigen Monaten 1809/10 das preußische Erziehungswesen neu. Die Gründung der Berliner Universität geht auf seinen Antrag zurück. Humboldt vertritt Preußen in verschiedenen internationalen Missionen (Wien, Paris, Frankfurt, London), gerät aber zunehmend mit den immer reaktionärer werdenden politischen Kräften in Konflikt, so dass er sich Ende 1819 aus der Politik nach Tegel zurückzieht. Er lässt sein Haus von Schinkel klassizistisch umbauen und widmet sich

dort bis zum Ende seines Lebens dem vergleichenden Sprachstudium. Öffentlich wirkt er nur noch in der Akademie der Wissenschaften und bei der Einrichtung der Berliner Museen. Er stirbt am 8. April 1835.

| **1.1.2.** | Humboldts gedrucktes Werk ist zu seinen Lebzeiten eher schmal: Neben ein paar frühen politischen und philosophischen Aufsätzen hat er drei Bücher veröffentlicht: die ästhetisch-literarische Untersuchung *Über Göthes Hermann und Dorothea* (1798), die Übersetzung des *Agamemnon* von Aischylos (1816, mit einem bedeutsamen Vorwort über das Übersetzen) und die historisch-linguistische Abhandlung *Prüfung der Untersuchungen über die Urbewohner Hispaniens vermittelt der Vaskischen Sprache* (1821). In der Tegeler Zeit erscheinen seine zumeist sprachwissenschaftliche Gegenstände behandelnden Akademie-Vorträge, zu denen auch «Über die Aufgabe des Geschichtschreibers» (1821) gehört, ein Grundtext der historischen Methodik. Die ersten beiden Bände seiner Untersuchung der Kawi-Sprache auf der Insel Java und der anderen austronesischen Sprachen waren abgeschlossen bzw. im Druck, als er starb. Das Werk wird von seinem Sekretär Buschmann zuendegeführt. Die Einführung zu diesem Werk, *Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts*, 1836 postum erschienen, ist Humboldts Hauptwerk. Seine bedeutendste politische Schrift, *Ideen zu einem Versuch, die Gränzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen*, 1792 entstanden, wird erst 1851 gedruckt. Humboldts handschriftlicher Nachlass ist umfangreich und nicht vollständig in der Akademie-Ausgabe der *Gesammelten Schriften* (1903–1936) veröffentlicht. Die Akademie-Ausgabe schließt die im engeren Sinne sprachwissenschaftlichen Arbeiten aus, die derzeit in einer neuen Edition herausgegeben werden.

| **1.1.3.** | Humboldts historisches Bild ist also durch drei Facetten gekennzeichnet: Er ist der preußische Staatsmann und politische Theoretiker, in der Erinnerung der Deutschen ist er vor allem als Gründer der Universität Berlin und als Theoretiker des Konzepts der «Bildung» präsent, schließlich ist er der bedeutendste Sprachphilosoph, dessen Denken grundlegend für die moderne Sprachreflexion geworden ist.

Dabei ist sein gesamtes Wirken von einigen Grundprinzipien durchzogen, gleich ob wir den politischen Denker, den Bildungstheoretiker oder den Sprachdenker vor uns haben. Grundzug dieses Denkens ist ein fundamentaler *Individualismus*, ein wahrscheinlich auf Leibniz zurückgehender irreduktibler Respekt für das Recht jedes Individuums, das in ihm liegende Potential «auszubilden», und somit eine Begeisterung für individuelle Vielfalt. «Eigentümlichkeit», «Mannigfaltigkeit», «Verschiedenheit» sind die Humboldtschen Schlüsselwörter. Gleichzeitig steht dieses Individuum ebenso irreduktibel in Verbindung mit anderen, es ist ebenso wesentlich *politisch*, es kann sich ohne Bezug auf den anderen gar nicht «ausbilden», vor allem kann es ohne den anderen nichts Neues «erzeugen». Auf der *Erzeugung des Neuen* aber basiert – mehr noch als der Fortgang des Lebens überhaupt – die geschichtliche Welt des Menschen. Bei der Verbindung des einen mit dem anderen genügt es nicht, dass die Individuen sich unverbunden nebeneinander stellen (Isolation); falsch ist auch das Sich-Aufgeben und das Ineinander-Aufgehen der Individuen (Einverleibung). Die ideale, weil die Individualität respektierende, Verbindung mit dem anderen ist die «Synthese», deren Modell Humboldt in der sexuellen Vereinigung sieht, in der die Individuen sich als solche nicht auflösen und aus der neue Wesen hervorgehen.

| 1.2. Staat

Die Französische Revolution ist das große politische Ereignis, das eine ganze Generation mit Macht ergreift. Nicht nur im Stift in Tübingen wird die philosophische Transformation der politischen Verhältnisse gefeiert, auch Humboldts denkerische und schriftstellerische Anfänge gelten der Französischen Revolution. Eine der ersten Publikationen Humboldts ist der französischen Verfassung von 1791 gewidmet. Wie alle aufgeklärten Intellektuellen der Zeit begrüßt Humboldt den Versuch, eine neue politische Ordnung nach philosophischen Prinzipien, vor allem auf der Basis von Freiheit und Gleichheit aller Menschen, zu errichten. Wie aber ist dieses Neue zu gestalten und erfolgreich zu etablieren? Humboldt wird von seiner grundlegenden synthetisch-erotischen Denkstruktur her immer «reformis-

tisch» und nicht revolutionär denken, d.h. er wird bei seinen politischen Vorstellungen, aber auch auf anderen Gebieten, denen sein Denken sich zuwendet, immer dafür plädieren, dass das Neue aus der Verbindung mit dem Gegebenen entsteht. So kritisiert er z.B. an der neuen französischen Verfassung, dass sie ohne Rücksicht auf historische Gegebenheiten das Land einfach «geometrisch» in gleich große Departements aufteilt und damit jegliche Tradition negiert. Die politische Neuordnung Frankreichs strapaziert das rationalistische Prinzip über Gebühr, sie ist einseitig «willkürlich» setzend und verspielt damit auch die Chance, sich erfolgreich im Volk zu etablieren:

Die Vernunft hat wohl Fähigkeit, vorhandnen Stoff zu bilden, aber nicht Kraft, neuen zu erzeugen. Diese Kraft ruht allein im Wesen der Dinge, diese wirken, die wahrhaft weise Vernunft reizt sie nur zur Thätigkeit, und sucht sie zu lenken. Hierbei bleibt sie bescheiden stehen. Staatsverfassungen lassen sich nicht auf Menschen, wie Schösslinge auf Bäume aufpfropfen. Wo Zeit und Natur nicht vorgearbeitet haben, da ists, als binde man Blüten mit Fäden an. Die erste Mittagssonne versengt sie. (I: 80)³

In anderen Worten: Die ausschließlich vernunftmäßige Neuordnung der politischen Verhältnisse wird als einseitig «männlich» kritisiert. Stattdessen geht es nach Humboldt beim Schaffen des Neuen immer darum, Weibliches und Männliches miteinander zu «vermählen»:

Auch fordert jede Wirkung eine gleich starke Gegenwirkung. Jedes Zeugen ein gleich thätiges Empfangen. Die Gegenwart muss daher schon auf die Zukunft vorbereitet sein. (I: 80)

Denn, leibnizisch gesagt, die Gegenwart ist schon mit der Zukunft «schwanger». Kant hatte die Einbildungskraft als jene kreative Mitte zwischen Rationalität und Sinnlichkeit angenommen, deren Verbindung sich die Bildung des Gedankens verdankt. Zum Entsetzen Kants unterlegt Humboldt der Synthesis der Einbildungskraft anthropologisch das Modell der Sexualität: Die liebende Verbindung des Männlichen und des Weiblichen ist gleichsam die Ur-Synthesis, aus der das Neue hervorgeht. Die sexuelle Vereinigung geht als natürliche Grund-

lage jeder Kreativität weit über das Gebiet der Natur hinaus und liegt auch noch der Schaffung neuer politischer Ordnungen und kultureller Gegenstände zugrunde, vor allem ist sie die körperliche Basis der Erzeugung des Gedankens. Humboldt wird nach Kants Protest die kreative Synthese nicht mehr explizit auf Sexualität beziehen. Als Denkfigur bleibt sie aber grundlegend.

Daher basiert auch viele Jahre später noch sein Vorschlag für eine neue Verfassung Deutschlands auf der Vorstellung von liebender Synthese. Humboldt war am Ende seiner politischen Karriere preußischer Minister für Ständische Angelegenheiten, also für Verfassungsfragen, und hat in dieser Funktion auch den Plan einer neuen Konstitution für die zukünftige politische Ordnung Deutschlands entworfen. Deutschland sollte kein Einheitsstaat nach französischem Modell werden, sondern eine Föderation, welche die alten politischen Einheiten – das Gegebene – bewahrt, aber zu einem größeren Allgemeinen synthetisch verbindet, das als solches nicht die Individualität der Teile zerstört. Bestimmte übergreifende politische Funktionen (Kriegswesen) geben die Individuen, die Teilstaaten, an die Union ab, die durch die Synthese neue politische Dimensionen eröffnet (Bewegungsfreiheit, Handelsfreiheit). Andere Funktionen aber bewahren die Teilstaaten und bilden sie aus. Auch in der vertikalen Ordnung schlägt Humboldt eine Synthese der traditionellen – gegebenen – Rechte des Königs mit den Interessen der ökonomisch aktiven Schichten der Nation vor (unter Wahrung bestimmter überkommener Rechte des Adels): eine konstitutionelle Monarchie, welche die Forderungen der revolutionären Klassen nach politischer Beteiligung und Mitsprache mit den Rechten der traditionellen Mächtigsten zu verbinden trachtet. Doch selbst diese reformistischen «synthetischen» Vorstellungen zur Neugestaltung des deutschen politischen Raums waren nach dem Wegfall des Reformdrucks durch die preußische Niederlage nicht mehr durchzusetzen, und Humboldt hatte das politische Feld zu räumen, eine für die deutsche Geschichte insgesamt fatale Entscheidung.

Humboldt hat seinen politisch-theoretischen Haupttext, *Ideen zu einem Versuch, die Gränzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen*, nie veröffentlicht. Es ist ein im unmittelbaren Zusammenhang mit der Erfahrung der Französischen Revolution – Humboldt hat noch 1789 mit Campe eine Reise nach Paris unternommen – und des au-

toritären preußischen Staats 1792 entstandener Entwurf, der den Staat auf die Funktion der Sicherung der äußeren und inneren Sicherheit reduziert. Zweck des Menschen ist «die höchste und proportionirlichste Ausbildung seiner Kräfte in ihrer individuellen Eigentümlichkeit» (I: 246) bzw. «die höchste und proportionirlichste Bildung seiner Kräfte zu einem Ganzen» (I: 107). Diese gelingt ihm aber nur *politisch*, d.h. nur in der «Verbindung mit andren» oder indem er «die Kräfte, womit er wirkt, durch Verbindung zu vervielfältigen strebt» (I: 107). Hierzu hat der Staat den Freiheitsraum zu gewährleisten, sich aber eben nicht in die Eigentümlichkeiten des Individuums einzumischen. Vor allem die Bereiche Erziehung, Religion und Sittenverbesserung, also gerade diejenigen, die in das geistige Leben des Menschen eingreifen, liegen außerhalb der Grenzen der Wirksamkeit des Staates. Das Buch fand keinen Verleger, zirkulierte wohl unter Humboldts Freunden, nur Teile davon sind in der *Berlinischen Monatschrift* erschienen. Vielleicht fand Humboldt es später auch nicht mehr opportun, ein Werk zu veröffentlichen, das die Abstinenz des Staates vom Bildungswesen empfiehlt, nachdem er gerade maßgeblich an der Neuregelung eines staatlichen Erziehungswesens beteiligt war. Jedenfalls ist das Buch erst nach Humboldts Tod und nach der zweiten Niederlage der fortschrittlichen Kräfte in Deutschland, nach 1848, veröffentlicht worden. Es ist ein Grundtext des politischen Liberalismus, der die größtmögliche Einschränkung von Staatlichkeit verlangt.⁴ Das Werk rückt offensichtlich immer wieder in das Interesse politischer Akteure, wenn der Staat seine Grenzen sichtbar überschritten hat, so nach dem Zweiten Weltkrieg, oder wenn, wie in der aktuellen politischen Situation, der Staat sich aus bisher wahrgenommenen Verantwortlichkeiten, z.B. aus dem Erziehungswesen, verabschieden möchte.

| 1.3. Bildung

| **1.3.1.** | Obwohl Humboldt von Staats wegen die entscheidenden Weichen für die Neuordnung des preußischen Erziehungswesens gestellt hat, so ist er doch Advokat einer weitgehenden Staatsferne auf dem Gebiet, das man geradezu sprichwörtlich als das Humboldtsche Gebiet betrachtet: bei seinen Vorstellungen zur Universität. So soll

die neuzugründende «allgemeine und höhere Lehranstalt» (X: 150) durchaus keine Staatsanstalt sein, sondern eine Einrichtung der «Nation» (X: 152) – das ist etwas anderes als der Staat –, die ökonomisch unabhängig und jenseits der praktischen Ausbildungsnotwendigkeiten des Staates operiert. Diese ökonomischen und institutionellen Grundvoraussetzungen sind bei der Einrichtung der Berliner Universität nicht realisiert worden, die insofern auch niemals eine «Humboldt-Universität» gewesen ist. Sie ist von Anfang an eine preußische Staats-Universität gewesen, die eher Funktionseliten für den Staat als wissenschaftliche Köpfe für die Nation ausbildete. Vielleicht ist aber doch ihr grundlegendes Prinzip, die Einheit von Forschung und Lehre, ansatzweise realisiert worden und hat zu dem großen Erfolg der Neugründung im 19. Jahrhundert beigetragen. Gemeint war damit bei Humboldt, erstens, dass der an der Universität Lehrende ein Forscher zu sein hat, also selber zur Wissenschaft beiträgt, hierfür ist ihm «Einsamkeit und Freiheit» (X: 251) zu gewähren; und zweitens, dass das Gespräch des forschenden Lehrers mit den Studenten konstitutiv ist für Wissenschaft:

Es ist ferner eine Eigenthümlichkeit der höheren wissenschaftlichen Anstalten, dass sie die Wissenschaft immer als ein noch nicht ganz aufgelöstes Problem behandeln und daher immer im Forschen bleiben, da die Schule es nur mit fertigen und abgemachten Kenntnissen zu thun hat und lernt. Das Verhältniss zwischen Lehrer und Schüler wird daher durchaus ein anderes als vorher. Der erstere ist nicht für die letzteren, Beide sind für die Wissenschaft da. (X: 252)

Die Universität ist in ihrem Kern eine wissenschaftliche Gesprächsveranstaltung bzw. besser noch: eine Veranstaltung von Wissenschaft als Gespräch. Ob sie diese Idealvorstellung des Immer-im-Forschen-Bleibens jemals realisiert hat, sei dahingestellt; diese ist jedenfalls gemeint, wenn im 20. Jahrhundert die Formel von der «Humboldtschen Universität» aufkommt. Sicher macht dieses Moment der Humboldtschen Universitätsidee, die starke Forschungsbetontheit, im 19. und 20. Jahrhundert den Glanz und die Stärke der Neuen Universität aus.

| **1.3.2.** | Obwohl der Name Humboldts heute geradezu unauflöslich mit der Realität bzw. dem Ideal der Universität verbunden ist, hat im 19. Jahrhundert eher ein anderer Grundgedanke Humboldts die Wertvorstellungen der deutschen Bourgeoisie entscheidend geprägt, jenes Konzept von «Bildung» nämlich, das uns schon als Grundlage der politischen Theorie Humboldts begegnet ist: die «höchste und proportionirlichste Bildung der Kräfte zu einem Ganzen». Die Vorstellung von Wissenschaft als Gespräch, als – wie es in einem späten sprachtheoretischen Text Humboldts heißt – gemeinsames «Anringen» an die Wahrheit (VII: 56), zeigt, dass Wissenschaft nicht als Gewinnung und Vermittlung von «fertigen und abgemachten Kenntnissen» konzipiert ist, sondern als eine kontinuierliche Beschäftigung mit den höchsten Dingen des Geistes, die den Menschen als Menschen und als Individuum «bildet». Konkreter inhaltlich bedeutete die Idealvorstellung der «Bildung» eine Ausrichtung an der Antike, insbesondere an Griechenland (nicht an Rom), an der Dichtung und dem Neugriechentum der Weimarer Klassiker und am philosophischen Idealismus Kants. Die idealistische Bildungsidee, die auch das deutsche Gymnasium ideologisch überwölbte, war wohl auch deswegen so erfolgreich in Deutschland, weil sie dem Bürgertum eine Möglichkeit bot, seine politische Machtlosigkeit zu kompensieren. Sicher hat ihre ideologische Präsenz zu der wissenschaftlichen und kulturellen Blüte Deutschlands im 19. Jahrhundert beigetragen, die erst im neuen Dreißigjährigen Krieg 1914–45 – wie der amerikanische Historiker Stern sagt – «verspielt» wird.

| 1.4. Sprache

Auch wenn Humboldt hauptsächlich als preußischer Staatsmann, Gründer der Berliner Universität und Theoretiker der «Bildung» im Gedächtnis der Deutschen gegenwärtig ist, so ist seine hauptsächlich geistige Leistung doch seine sprachphilosophische und sprachwissenschaftliche Arbeit. Dabei ist Humboldt nicht – wie man immer wieder lesen kann – einer der Begründer der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft, die vor allem mit den Namen von Franz Bopp und Jacob Grimm verbunden ist, sondern der Begründer eines alternativen linguistischen Projekts, das man am besten eine «*anthro-*

pologisch-vergleichende» Sprachwissenschaft nennt. Es geht dabei nämlich nicht um die Rekonstruktion der historischen Einheit der Sprachen, sondern im Gegenteil darum, auf der Basis eines allen Menschen angeborenen Sprachvermögens, des als universell vorausgesetzten «Sprachsinn», die Entfaltung der *Verschiedenheit* der Sprachen der Menschheit zu studieren. Es geht um die individuellen Eigentümlichkeiten, die uns auch in den politischen und edukativen Projekten Humboldt begegnet sind.

Humboldt war in seiner Zeit, wie sein Bruder Alexander bemerkt, wohl der Mensch, der die umfassendsten Kenntnisse von den Sprachen der Welt hatte. Mit dem Projekt seines «vergleichenden Sprachstudiums», dessen Kern die synchronisch-strukturelle Beschreibung aller Sprachen der Welt ausmacht, ist Humboldt im Zentrum eines zunächst umfassender angelegten «anthropologischen» Projekts gelangt. Früh fasst er den Plan, sich – sozusagen in Ergänzung zur Philosophie, die das Universelle des Menschen erkundet – mit den *empirischen* «Eigentümlichkeiten» des Menschen zu beschäftigen, mit der «Verschiedenheit der Köpfe» (I: 287). Er entwirft den Plan einer vergleichenden Anthropologie, wir würden heute sagen: einer vergleichenden Kulturwissenschaft. Ähnliches hatte Herder schon in Angriff genommen, als er forderte, dass die Philosophie Anthropologie werden müsse.

In Fortführung der Kantischen Philosophie des Geistes, die das Denken als eine synthetische Einheit von Sinnlichkeit und Verstand fasst, entdeckt Humboldt, dass diese Synthesis der Einbildungskraft wesentlich und unhintergebar *sprachliche* Synthese ist. Der menschliche Gedanke entsteht als Sprache, oder – in den berühmten Formulierungen des Hauptwerkes: «Die Sprache ist das bildende Organ des Gedanken» (VII: 53), oder: «Sie ist nemlich die sich ewig wiederholende Arbeit des Geistes, den articulirten Laut zum Ausdruck des Gedanken fähig zu machen» (VII: 46). Sprache ist – und hier fasst Humboldt eine seit dem 16. Jahrhundert immer deutlicher werdende philosophische Einsicht Europas in der Redeweise der Kantischen Philosophie zusammen – also nicht nur «Zeichen» zur Mitteilung eines ohne Sprache gefassten Gedanken, sondern sie ist die Fassung des Gedankens selbst, *Denken*, sie ist also – modern gesagt – zuallererst und wesentlich *kognitiv* (und nicht bloß kommunikativ).

Diese «Bildung» des Gedankens ist nun aber – und das ist der

zweite fundamentale und wesentlich «anthropologisch-empirische» Gedanke von Humboldts Sprachdenken – immer Tätigkeit eines konkreten Menschen, *Rede*. In der Rede bildet der Sprechende-Denkende den Gedanken in der Sprache seiner «Nation» oder Sprachgemeinschaft. Das Denken ist damit nicht nur Sprache überhaupt, sondern auch bis zu einem gewissen Grad abhängig von einer ganz bestimmten Sprache. Menschliches Denken erzeugt sich in den verschiedenen *Weltansichten* der vielen verschiedenen Sprachen, die aber – und das vergisst der sich zu Unrecht auf Humboldt beziehende sprachliche Relativismus – fundamentale Prinzipien des Denkens gemeinsam haben.

In dem – im übrigen durchaus konfliktuellen – Eingebettetsein des Sprechenden in die Sprache der «Nation» (sie ist auch als «eigene» dem Menschen zugleich «fremd») zeigt sich drittens, dass der Mensch sein (sprachliches) Denken immer in Bezug auf den und mit dem Anderen schafft. Sprachliche Synthesis ist erst vollendet, wenn auch der Andere mein Wort gehört hat und wenn er es wieder an mich richtet, «wenn das selbstgebildete Wort aus fremdem Munde wieder tönt» (VII: 56). Das dialogisch-kommunikative Moment – der «unabänderliche Dualismus» (V: 26) – ist also der sprachlichen Bildung des Gedankens inhärent. Der Andere, das Du, ist eine konstitutive Dimension der Aneignung der Welt durch das Ich. Sprache ist, wie Humboldt in seinem ersten Artikel über die Sprache schreibt, «Mitdenken» (VII: 583). *Mit-Denken*: das Kommunikative ist ein Moment des Kognitiven, oder auch: das Politische ist ein «unabänderliches» Element der theoretischen Weltaneignung.

Auf dieser theoretischen Basis entwirft Humboldt nun den Plan eines «vergleichenden Sprachstudiums», das – basierend auf der Leibnizschen Freude an der «Verschiedenheit» der menschlichen Sprache und damit des menschlichen Geistes (Leibniz spricht in Bezug auf die Sprachen von der «merveilleuse variété des opérations de notre esprit») – die menschlichen Sprachen als historisch-partikulare Schöpfungen behandelt. Dieses anthropologische, auf Verschiedenheit ausgerichtete sprachwissenschaftliche Projekt wird erst im 20. Jahrhundert das dominante Projekt der Linguistik sein, die sich im 19. Jahrhundert auf die genealogische Einheit der Sprachen konzentriert hat. Allerdings wird der synchronisch-deskriptive Mainstream der Linguistik des 20. Jahrhunderts Humboldt insofern verfehlen, als

er zwar die Strukturen der Sprachen ins wissenschaftliche Zentrum stellt, darüber aber den konkreten sprechenden Menschen und die Rede vergisst, die man sich «in allen Untersuchungen, welche in die lebendige Wesenheit der Sprache eindringen sollen, immer als das Wahre und Erste denken» muss (VII: 46).

Humboldts Arbeit an der Sprache, diese gewaltige philosophisch-linguistische Arbeit des Geistes, ist der Gegenstand des vorliegenden Buches.